

Erinnerung

an die

Schillerfeier in Jessin.



Schaffhausen,

Druck und Commission der Brodmann'schen Buchhandlung.

1860.

Erinnerung

an die

Tartu Riikliku Ühikooli
Raamatukogu
189-577

Schillerfeier in Fellin.



FELLIN.

Schaffhausen,

Druck und Commission der Brodtmann'schen Buchhandlung.

1860.

Est-A

Tertu Püütu Püütu
Rannakogu

16605

Gedruckt in 600 Exemplaren auf Kosten der Schmidt'schen Anstalt zu Jellin in Livland
durch die Brodtmann'sche Officin in Schaffhausen.

Vorbemerkung.

Es ist ein gutes Zeichen, daß auch hier am Strande des baltischen Meeres, diesseit der Ostmarken des deutschen Vaterlandes, der Morgen des zehnten Novembers die Bevölkerung zur Feier desjenigen Mannes weckte, welcher mit dem Wittenberger Reformator vielleicht die meisten Ansprüche auf das dankbare Andenken der gesammten deutschen Nation hat. In der That sind auch bei allen Deutschen in Ost und West, in Nord und Süd, bei Hoch und Niedrig, wenige Männer so bekannt als Luther und Schiller. Das Volk hat die Freunde derselben, Philipp und Wolfgang, mehr in den Hintergrund gestellt und verehrt nunmehr jene beiden besonders, weil ihre Thaten es mehr begeistern, als die stillern Melancthons und Göthens. Es werden zwar auch Zeiten kommen, wo das Verständnis des Frankfurter Dichters tiefer in das Volk eindringen wird; jedoch in unsern Tagen weht ein Zug durch die deutschen Gauen, der die Bessern eines jeden Standes, wir möchten fast sagen zu dem praktischeren Dichter hintreibt, wenn man uns diesen Ausdruck gestattet. Natürlich konnten die Ostseeländer bei einer solchen Feier nicht gleichgültig bleiben, zumal da hier so viel Antheil an allen geistigen Interessen des deutschen Wesens genommen wird, und es haben auch wirklich die bedeutenderen Städte derselben sich lebhaft an dem Feste betheiliget.

Zu erwarten war es, daß hier in dem kleinen Fellin der Antrieb dazu zuvörderst ausgieng von der Erziehungsanstalt; sie mußte zeigen, daß der Gedächtnistag des Sängers der deutschen Jugend vor allem sie angehe. Deshalb faßte denn der Direktor derselben, Herr Gustav Schmidt, den dankenswerthen Entschluß, das Andenken

Schillers von der Anstalt aus zu feiern. Sofort wurde, um auch den ferner stehenden Freunden des Hauses Zugang zu dem Feste zu eröffnen, ein Comité von gebildeten Männern aus nähern und weitem Kreisen zusammengesetzt und ihm die Leitung des Ganzen übertragen. Dasselbe hatte eine schwierige Aufgabe zu lösen, insofern als es bei den beschränkten Räumlichkeiten des Anstaltsgebäudes eben nicht leicht zu entscheiden war, wie weit der Zutritt frei gestellt seyn sollte. Gleichwohl gelang die Lösung einigermaßen dadurch, daß man beide Aufführungen je zweimal während des Festes bewerkstelligen ließ, obgleich auch so noch, da der Saal nicht über dreihundert Personen faßt, dem Uebelstande nicht völlig konnte abgeholfen werden.

Den Vorabend des Festes erfüllte Rombergs Composition der Glocke, bei welcher die musikalischen Kräfte der Anstalt, vereinigt mit denen der Stadt, unter der Leitung des Herrn Musiklehrers Carl Mumme, zusammenwirkten. Das eigentliche Fest wurde eröffnet durch die Rede eines Lehrers der Anstalt, des Hrn. Eröger, welcher die Bedeutung des Dichters durch die kurze Schilderung seines Entwicklungsganges und die daran sich knüpfende Charakteristik seiner Werke der Festversammlung ins Gedächtnis rief. Daran schloß sich, nachdem ein Chor ein Quartett mit Schiller'schem Texte gesungen, die Deklamation einiger Gedichte (Spaziergang, Ideale, Würde der Frauen) und der Scene zwischen Rubenz und Attinghausen durch Schüler. Ein zweites Lied von Schiller beschloß den feierlichen Akt. Ungemein heiter war das Mahl, welches am Mittag die Glieder und Freunde der Anstalt vereinte. Bei diesem Anlaß eröffnete der Direktor einen Vorschlag, der allgemeinen Beifall fand, nämlich die Gründung eines „Schillerabends“, welcher wöchentlich einmahl Lehrer und Schüler versammeln sollte zur einlässlicheren Beschäftigung mit dem gefeierten Dichter. (Nach dem Feste kam dazu noch, daß aus dem Ueberschuß der Einnahmen, der etwa hundert Rubel Silbers betrug, eine „Schillerbibliothek“ gestiftet werden sollte zur Förderung des Schillerabends.) Der Abend des ersten Festtages brachte mit nachmahligem Vortrage

des Göthe'schen Epiloges die Glocke wieder zur Aufführung für die große Zahl derjenigen Gäste, welche Tags zuvor keinen Raum gefunden hatten. Wenn das Mittagsmahl dazu bestimmt war, zunächst dem engern Kreise der Anstalt eine traulich gesellige Stunde zu bieten, so war dagegen das Festessen, welches nach der Glocke in dem Musiklokal stattfand, ein Sammelpunkt für das größere Festpublikum von Stadt und Land, und es fanden sich mehr als hundert Personen dazu ein. Gefänge der hiesigen Liedertafel, ernste und humoristische Toaste und „urgemüthliche“ Tischreden wechselten aufs mannigfaltigste und brachten Farbe und Leben in die Unterhaltung. Am zweiten Tage des Festes, Freitag den 11. Nov. (30. Okt.), wurde, Morgens und Abends, Wallensteins Lager gespielt. Lehrer und Zöglinge waren thätig bei der Aufführung dieses Stückes. Einige Schüler insbesondere (wir nennen, ohne daß wir dadurch die Verdienste Anderer schmälern oder ignorieren wollten, der Kürze wegen nur Pontus Haller, Georg Treu und Arthur Amelung) hatten in dankenswerther Art durch Einrichtung der Bühne und geschmackvoller Dekorationen nicht wenig zu gelungener Aufführung beigetragen; ein Lehrer, Herr Ed. Frauenfelder, leitete die theatralische Vorstellung ein durch einen den lokalen Verhältnissen entsprechenden Prolog. Zum Schlusse des ganzen Festes sprach ein anderer Lehrer, Herr Joh. Meyer, ein Wort des Abschiedes, worin er Schillers Stellung zur Idealwelt hervorhob und seine Wichtigkeit für die Jetztzeit den Gästen ans Herz legte.

Damit waren die Festlichkeiten für die Anstalt eigentlich abgeschlossen; jedoch wurde der Rest desselben Abends noch mit einem Festballe in einem öffentlichen Lokal ausgefüllt, zu welchem sich eine ansehnliche Gesellschaft zusammengefunden hatte. — Die Theilnahme von Seiten des weitern Publikums an dem Feste war wider alles Erwarten groß und erfreulich, so daß fast bei jeder Aufführung ein Mangel an Raum eintrat. Namentlich betheiligte sich der Adel vom Lande sehr stark an der Feier, und wir möchten nicht ohne Grund

es betonen, daß auch das schöne Geschlecht recht zahlreich vertreten war: ist doch Schiller der Dichter, der gerade dem Frauenherzen so sehr zusagt.

Die nachfolgenden Blätter sind nicht in der Absicht entstanden, in die weite Welt hinauszuwandern, sondern auf den vielfach laut gewordenen Wunsch der Festgäste, eine kleine Erinnerung an die „Schillertage in Fellin“ zu besitzen. Sollten sie in die Hände anderer Leser gelangen, welche dem Feste nicht beiwohnten, so mögen sie nicht glauben, als ob dieselben Ansprüche machten, irgend welche bedeutendere Stelle in der Schillerlitteratur einzunehmen, sondern mögen dies Schriftchen betrachten als einen bescheidenen Ausdruck der Gefühle, die uns der große Marbacher am Tage seiner Geburtsfeier einflößte.

Geschrieben zu Fellin in der ersten Adventswoche 1859.

Hochgeehrte Versammelte!

Es führt uns der heutige Ehrentag an die Wiege zweier Männer, die, dem deutschen Volke entstammend, um die Entwicklung des ganzen Menschengeschlechtes Verdienste haben, wie sonst niemand, und ob schon durch Jahrhunderte getrennt, dennoch in der innigsten Beziehung zu einander stehen.

Der erstere war Dr. Martin Luther, eines Bergmanns Sohn, geboren den 10. Nov. 1483. Der schüchterne Mönch, in den Sagen seines Ordens befangen, nahm durch die Kraft des wahren Glaubens, den er aus dem göttlichen Wort geschöpft hatte, gestärkt, den Kampf mit dem Oberhaupt und der ganzen Macht der katholischen Christenheit auf und gründete so in dem Herzen der Menschen das schon seit Jahrhunderten verheißene Reich, „welches nicht von dieser Welt“. Das war das Werk der Reformation, die das ganze deutsche Reich in zwei Heerlager spaltete und gegen einander in den Kampf führte. Es leuchtete die Kriegsfackel im Norden und im Süden über die zu schauerlicher Einöde verwandelten Länder des einst so blühenden Fleißes und Lebens. Deutschlands Boden erzitterte von dem Donner der Geschütze; der edle Schwedenkönig und seine Helden fielen für die Freiheit des Glaubens. Diese Zeit der Ohnmacht der Völker bot den Fürsten günstige Gelegenheit zur Gründung und Befestigung der absoluten Monarchie, welche alle selbständige Entwicklung des Volkslebens lähmte, so lange, bis die französische Staatsumwälzung das auf politischem Gebiete zu verwirklichen versuchte, was im sechszehnten Jahrhundert auf dem Gebiete des Glaubens und des Wissens begonnen worden war.

Wie stand es damals in Deutschland? Friedrichs des Großen Thaten hatten zwar das deutsche Volk erhoben, aber die kühnen Hoffnungen erfüllten sie nicht. Trüb und in sich gekehrt glaubte der Deutsche durch empfindsames und thatenloses Schwärmen mit und in der Natur Ersatz für die fehlgeschlagenen Erwartungen zu finden.

Das Wehen der Zeit rauschte auch an der Karlschule in Württemberg vorüber, wo die Rousseau'schen Ideen mit Ulgewalt einen Schüler erfaßten, der zwar in militärischem Zwang eingeschnürt, in seinem edeln Herzen sich ein Bild von der wahren Bestimmung des Menschen entworfen hatte, welches so grell von der äußern Wirklichkeit abstach.

Das war **Friedrich Schiller**, dessen hundertjährige Geburtstagsfeier uns heute zusammengeführt hat; aus einer bürgerlichen Familie, die ein Jahrhundert lang das Bäckergerwerbe bei Weiblingen getrieben hatte, stammte er her; sein Vater aber war Medicus und sein Geburtsort Marbach; seine Bestimmung, Chirurg zu werden. Aber es ergieng ihm wie Herder: sie sollten Geisteswunden heilen und sie — schrieben.

Das Menschliche in der Menschheit darzustellen, die freie Gesinnung: das ist seine weltgeschichtliche Bedeutung; indeß Luther für die Freiheit des Glaubens rang. Beides Kämpfer der Freiheit auf dem Gebiete des Glaubens!

„Ich will Schiller lebzig machen; aber der kann nicht anders lebzig werden, als kolossal!“ sagte Dannecker, als er das Denkmal in Stuttgart begann. So steht er denn auch vor uns „in Jugendkraft, mit der breiten gewölbten Brust, dem Sitz des Muthes; der scharf gebogenen Nase, dem Zeichen des Zertheilenden, Spürenden, Ahnenden; der felsigten Stirn, breit, löwenartig, die großen Ideen bekundend.“

Schiller, ein Kind der Zeit, in welche er trat, war auch von den gährenden Stoffen derselben umfluthet; daher sich in seinem Innern der Prozeß nur allmählig vollzog, der das Unreine, Leidenschaftliche ausschied. Sein tief sittliches Gefühl, das nur rein Menschliches schützte; seine überschwängliche Phantasie, die nur Großes, Politisches auffaßte, getragen von der Poesie, welche ihn zu Thaten rief und zu allem, was er seyn sollte, mit Stärke ausrüstete: das waren die Waffen, mit welchen er den Kampfplatz der geistigen Bewegung nach dem Tode Lessings beschritt, der mit dem klaren Blick aus dem Leben in das Leben sich mit sicherem Griff des Drama's bemächtigt hatte, welches das Leben in seiner höchsten Erscheinung abspiegelt, als des besten Mittels, das Volk zu bilden und ihm in seiner Sprache, treu und wahr, die ewigen Güter zu zeigen. Schiller gieng noch weiter: wo Religion und Gesetz die Menschenempfindungen nicht mehr begleiteten, ist ihm die Bühne noch geschäftig, indem sie zeigt, wo die

Vorsehung ihre Räthsel auflöst. Und in der That hat sie nach dem Durchbruch des Protestantismus alle Kreise des Lebens und alle Stände in Besitz genommen. Schiller traut sich am meisten im Drama zu und weiß auch, worauf sich diese Zuversicht gründet; denn das Schicksal hat ihn vom ersten bis zum letzten Moment seines Lebens stets in den Waffen gehalten. Daher sind auch seine Tragödien Schulen für Fürsten und Volk.

Mit dem ersten Stück, das er noch hinter den hohen Mauern seines pädagogischen Kerkers geschmiedet hat, stürmt er hinaus in das Leben. In den Räubern stellt er das Laster in seiner Nacktheit und kolossalen Größe dar. Aber gerade den Gefallenen, den aus der Welt Gestoßenen umfaßt unser Herz in idealer Menschenliebe. So hatte er die Bühne zu einer moralischen Anstalt erhoben. Gleich einem elektrischen Strom zündete er die Sympathien, welche damals die Zeit beherrschten, wach und durchzuckte gewaltig die Jünglingswelt. Er wollte ein Werk schreiben, das der Henker verbrennen müsse, und hatte sich einen Rahmen gemacht wie derjenige, welcher den Tempel zu Ephesus verbrannt hatte.

Landesflüchtig, weil er andere Schriften als medizinische bei Cassation nicht schreiben durfte, von Sorgen der Nahrung gedrückt, hielt er im Fiesko, dem ersten politischen Drama, durch die amerikanische Revolution und ähnliche Erscheinungen in Europa gedrängt, dem Volk ein Spiegelbild vor, wie im Reflex der liberalen Tendenzen Friedrichs und Josephs ein ideales Staats- und Völkerleben zur Geltung kommen sollte.

Das Theater wurde zum Tribunal im Reiche der Poesie erhoben und sollte in Rache und Liebe über die Ehrenrettung des Menschlichen wider Anmaßung und Verachtung entscheiden. Gegenüber der Machtvollkommenheit der Herrscher steht das resignirende Volk, das zwar in der Religion Trost suchte, jedoch zur Heuchelei gedrängt ward. Luizens Frömmigkeit, ihre Scheu vor gewaltsamem Bruch mit den bürgerlichen Verhältnissen führt ihr Verderben herbei, und sie ist das zerschlagene Herz des deutschen Volkes.

Den Verunglimpfungen dieser Jugenddramen halte ich einfach Göthe's Wort entgegen: „Ueber alle drei Stücke dachte Schiller nach, ob es nicht möglich sey, sie dem geläuterten Geschmack, zu welchem

er sich herangebildet hatte, anzuhnlischen.“ Es sind die Aeußerungen eines ringenden Geistes und die Denksteine einer gährenden Zeit. Die Nation hatte dies erkannt und entschied über Schiller: Du bist mein Dichter! War er so von dem Volk an die Spitze gestellt, so hatte er selbst den Beweis in Händen, daß er es durch seines Geistes Kraft in neue Bahnen zu lenken berufen sey. Deshalb aber mußte er sich auch seiner Aufgabe würdig machen, indem er seine Eigenthümlichkeit zur reinsten Menschheit hinauf läuterte.

Daher ist denn Don Carlos, die Durchgangsperiode zur classischen Vollendung bezeichnend, von so hoher Bedeutung für des Dichters Entwicklung, weil dieselbe das tiefere Sichbewußtwerden und Verständnis, als tragischer Dichter die erste Stufe zu ersteigen, aufs deutlichste ausspricht. Trägt schon äußerlich das Stück die rhythmische Form, die Lessing wie Göthe von jedem Kunstwerk fordern: so finden wir innerlich die Fortschritte besonders dadurch dargestellt, daß er von der Anlage eines Intrigenstücks am fürstlichen Hofe zu einer kosmopolitischen Idee sich erhebt. Leben und Freiheit in größtmöglichem Umfang ist das Gepräge der göttlichen Schöpfung, und was Posa von Philipp erlebt, ist später in der Geschichte mehr oder minder zur Geltung gekommen. Er vertritt das Recht der Menschheit vor dem Thron des mächtigen Herrschers. Durch Liebes- und Freundschaftsbund soll das Recht in der Welt realisirt werden.

Darauf begannen sich auch die Lebensverhältnisse des Dichters heiterer zu gestalten. Göthe, als Minister und Busenfreund des Herzogs in Weimar, hatte seine Thätigkeit entwickelt, und auf seine Verwendung gieng Schiller als Lehrer der Geschichte nach Jena im Jahre 1789, wo er sein Haus gründete, gleichsam vom Schicksal zum Ziele getragen, indem er somit äußerlich wie innerlich die Periode des Sturmes und der Irrungen abschloß.

Reinhold hatte als Apostel der Kant'schen Philosophie seinen Lehrstuhl daselbst aufgeschlagen. Das feurige Genie bedarf der Läuterung, durch die allein es zur rechten Selbsterkenntnis gelangt und etwas Tüchtiges leistet. Wie Schiller auf der idealen Freiheit der Persönlichkeit ruht, so stellt auch Kant das Ich mit seinem Willen und der absoluten Pflicht in die Mitte aller Dinge.

Seine Berufsthätigkeit wies ihn auf die Geschichte. In ihr sucht er alle Fäden der Entwicklung des staatlichen Lebens umfassend,

unter einen festen Gesichtspunkt zu stellen, wodurch er lebendig auf den ganzen Menschen wirken will. Durch diese Auffassung und die äußere Form ist er Begründer des neuen historischen Kunststils geworden.

Zur Feststellung seines classisch-poetischen Standpunktes war Wilhelm von Humboldt am meisten thätig. Daher denn seine Leistungen, auch zunächst auf Hebung ästhetischer Themen gerichtet, die Ansichten über tragische Kunst begründen und somit in die Periode seiner vollendeten Dichterthätigkeit hinüber leiteten. Seine Balladen, deren jede eine neu errungene Stufe der Kunst bezeichnet, sind so tief in das Herz des Volkes gedrungen, daß nichts sie aus demselben verdrängen kann.

Als auch Göthe ihm zur Seite getreten war, begann ein Abschnitt der Litteratur, wie ihn kein Volk außer dem deutschen erlebt hat: „daß zwei Könige gemeinsam auf dem Thron sitzen!“ Zunächst wollte Schiller die durch die antike Welt erschlossene Schicksalsidee zur Anschauung bringen. Jedoch, während das antike Schicksal als äußere Macht erscheint, liegt in der modernen Tragödie die Schicksalsidee in dem zur Erfahrung erhobenen Begriff, daß der Mensch, wenn er eigenmächtig gegen die Schranken des ewigen Sittengesetzes ankämpft, an denselben zu Grunde geht.

Wallensteins dämonische Lust wiegt sich in dem Gedanken, dem Kaiser, wenn er wolle, schaden zu können. Sein Fall ist die unvermeidliche Folge des bösen Willens. Er entrollt in der Tragödie eine Zeit, wo die Welt auf des Degens Spitze ruht, da um Freiheit und Herrschaft, die großen Gegenstände der Menschheit, gerungen wurde. Hinter Wallenstein erhebt sich Napoleon und prophetisch läßt er im Heute das Morgen am Ende des Jahrhunderts schauen.

Herzlich satt der Soldaten, Helden und Herrscher, zeigt er in der Maria Stuart, wie in der menschlichen Ungerechtigkeit die göttliche Gerechtigkeit triumphiert, denn Blut verlangt Blut; zugleich aber auch, wie der Schuldige auf dem Wege der Religion zur Veröhnung mit sich und der Welt gelangte.

Als durch den Vöneviller Frieden Oesterreichs Kraft gebrochen war und Preußen zuschaute, erhob sich in dem Bilde der Jungfrau „so schön und gut, daß ihr nichts zu vergleichen“, die begeisterte Poesie, von der Noth des deutschen Landes, dem der gewaltige Schlachten-

meister mit seinen Ketten drohte, ergriffen, um die Einheit der Staaten gegen ihn zu vollziehen.

Von der Gewalt und Kraft der sittlichen Weltordnung handelt sein Lieblingstück, die Braut von Messina, in dessen Chören er zugleich zu der antiken Tragödie zurückzugreifen versucht.

Durch Wallenstein auf das große Kriegsspiel vorbereitend, führte er nun im Tell, worin ein ganzes Volk seinen festen Willen ausspricht und mit entschiedenster Machtvollkommenheit handelt, das deutsche Volk gegen Napoleon in den Kampf und entfesselt dessen Kraft, so gut wie die Arndt und Stein.

Die Vorbeeren der deutschen Feldherrn sind Sprößlinge der Vorbeeren unserer Dichter, und der Schwerterkampf wäre nicht so leicht entschieden worden, wenn nicht der Sieg im geistigen Befreiungskampfe vorausgegangen wäre. Sein Erstlingsdrama war ein Angriff gegen die Schranken der bürgerlichen Zustände, das letzte eine geschichtliche That.

In alle Schichten der Gesellschaft war schon bei Lebzeiten des Dichters die Allgewalt seiner geistigen Tiefe und seines Strebens gedrungen, und hatte sich Anerkennung und Bewunderung allseitig verschafft: der beste Beweis seiner nationalen Dichtergröße. Als in Leipzig die Jungfrau aufgeführt wurde, erscholl der stürmische Ruf: Es lebe Friedrich Schiller! Trompeten schmetterten mit rauschendem Tusch darein. Und wie am Ende der Vorstellung die hohe Leidensgestalt erschien, trat die Menge ehrfurchtsvoll auseinander; Aller Häupter entblößten sich; eine tiefe Stille umfieng den Dichter; Väter und Mütter hoben ihre Kinder empor und flüsterten: Das ist Er! Das ist Er!

Die Chöre der Braut von Messina senkten sich wie im Wetter über das Land. Der König von Schweden und die Kaiserin von Rußland bezeugten ihre Achtung durch kostbare Ringe. König Friedrich Wilhelm III. kam mit seiner Gemahlin Luise zur Aufführung des Wallenstein nach Weimar. Der Herzog verlieh ihm den Rathstitel und auf seine Verwendung wurde er geadelt, weil seine Geschichte und seine Gedichte der deutschen Sprache neuen Schwung gegeben hätten. Und diese Begeisterung hat fort und fort gezündet, so daß auch wir uns an dem heutigen Tage mit dem ganzen deutschen Volk

zur Hulbigung unsers großen Dichters vereinen, und sie als Vermächtnis der heranwachsenden Generation übertragen.

Aber Schiller konnte auf das deutsche Volk nur dadurch so mächtig wirken, daß er durch und durch deutscher Charakter und deutsches Gemüth war.

Denn wenn ein Dichter lebenslänglich bemüht gewesen war, die Denk- und Gesinnungsweise seines Volkes zu veredeln: wie soll er noch patriotischer wirken? Er hatte sich tief in Leben und Gedanken seines Volkes versenkt und daran mannigfache Gestaltungen mit praktischem Blick erfasst.

Jeder Nation ist ein geistiges Moment vorherrschend zugetheilt. Uebertrifft uns der Franzose an blendendem Witze, der Italiener an ausschweifend sinnlicher, der Engländer an schwärmerischer Phantasie: so ist das Gemüthleben und dessen Ausbau unser ausschließlicher Antheil, der in der echten Freundschaft, dem sittlichen Familienleben und der religiösen Bildung seine Vollendung trägt.

Luther können wir ohne Melancthon nicht nennen. So wie diese beiden gleiche Gesinnung zusammenführte und keiner des andern entbehren konnte zu dem großen Werke, indem sie erst zusammen ein Ganzes bildeten: so war es auch hier der Fall mit Göthe und Schiller; eine Freundschaft, von gleicher Anschauung sich erhebend, die das höchste Ziel erstrehte, damit das Gute wachse und komme. In Schiller lag der Wunsch, sich dem spröden Götze zu nähern; er ehrte in ihm den großen Mann, wie ihn auch Napoleon erkannt hatte. Jenes ewig denkwürdige Gespräch über die Metamorphose der Pflanze (Juli 1794) führte sie zusammen. Als Göthe sein System entwickelt hatte, und Schiller es eine Idee und keine Erfahrung nannte: war es die Idee, die ihm Göthe eroberte.

Fortan begann ein neuer Frühling für beide, die in den gleichen Bestrebungen das festeste Bindemittel fanden. Denn in den Zeiten verschränkten sie sich nicht bloß beide so in einander, daß sie „niemand ganz aus einander scheiden konnte“, sondern sie traten mit diesem Werke auch als Männer auf, welche über die Hohlheit, Halbheit, Annäherung, Heuchelei und Schwärmerei der Zeit ein strenges Gericht hielten und gegen alle Gebrechen in der Litteratur schonungslos mit dem scharfen Wort kämpften.

„Wir verlebten keinen Tag in der Nähe, ohne uns mündlich; keine Woche, ohne uns schriftlich zu unterhalten.“ Mit rührender Aufmerksamkeit sorgt Göthe für die geringsten Bedürfnisse, um dem Freund den Aufenthalt bei sich gemüthlich zu machen. Alle Geisteswerke legten sie sich gegenseitig vor und tauschten ihre Ansichten aus. Schiller erkannte diese Freundschaft tief und äußerte, es sey eine rechte Gottesgabe um einen weisen und sorgfältigen Freund. Vor der letzten Krankheit unsres Dichters küßten sie sich, gleichsam vorahnend das Verhängnisvolle, sprachlos mit langem Ruß, und die Schmerzenslaute Göthe's, die er bei der Todeskunde dem theuren Genossen nachsandte, beweisen mehr als alles den tiefen Verlust, welcher sein Herz getroffen hatte. „Ich dachte mich selbst zu verlieren und verliere nun den Freund und in ihm die Hälfte meines Daseyns.“ Noch lange nachher rief er bei der Einübung des Epiloges: „Ich kann, ich kann diesen Menschen nicht vergessen!“ Dem Tode zum Troß wollte er durch die Ausdichtung des unvollendeten Demetrius die Unterhaltung mit ihm fortsetzen; doch entschied er sich für den Epilog zur Glocke, worin er, zugleich die tiefste und die herrlichste Eigenthümlichkeit Schillers anerkennend, derselben ein ewiges Denkmal setzen wollte.

Denn gerade dieses Gedicht, das Wilhelm v. Humboldt am lebendigsten und höchsten bewegte, ist es, das Schiller in Beziehung auf das Familienleben im vollkommensten Lichte zeigt. Hat er schon in seiner Apotheose des weiblichen Geschlechtes, in der „Frauenwürde“, die Bestimmung des Weibes, den Zwiespalt des Lebens zur Einheit zurückzuführen, dargelegt: so umschließt er hier die Summe und den Gang alles menschlichen Beginns und theilt dem Weibe die praktische Rolle zu. Er zeigt ihr Walten im Hause, des Weibes Tempel, und wie auf der Basis der durch Liebe geheiligten Ehe, durch die Familie das allein wahre Wohl eines Volkes sich aufbaue. Daher es denn auch, so lange das deutsche Volk noch seinem Dichter nachfühlt, keine Noth um sein Bestehen hat. Mit welcher Zartheit beschreibt er in diesem stillen Bilderfaal des Lebens, als leitender Meister, bei den Klängen der Glocke, der Stimme von oben, die so eng mit dem christlichen Leben verschmolzen sind, die Abschnitte des bürgerlichen Lebens, Alles auf dieses beziehend, als den Mittelpunkt unserer Thätigkeit in dem engen Raum zwischen Wiege und Sarg: des Jünglings

Stolz, des Mädchens Sehnsucht, des Mannes Kraft und Dulden, der Mutter zarte Sorge.

Daß sein Gemüth selbst tief von dem Familienglück erfaßt war, beweist die innige Auffassung der deutschen Ehe, daß an die Stelle jugendlicher Schwärmerei die ruhige Befriedigung des durch Prüfungen des Lebens gestählten Gefühls tritt. „Die Leidenschaft flieht, die Liebe muß bleiben!“

Mit welchem hingebendem Vertrauen spricht er sich bei seiner Bewerbung um die Erwählte aus! „Sagen Sie mir, daß Sie mein sehn wollen, und daß meine Glückseligkeit Ihnen kein Opfer koste; ich lege alle Freuden meines Leben in Ihre Hand!“ Ueber die Verbindung selbst äußert er sich: „Wie schön ist unser Verhältnis gestellt vom Schicksal! Worte schildern es nicht, aber scharf und frei empfindets die Seele. Ich wundere mich über den Muth, den ich bei meinen drückenden Arbeiten behalte, und den ich nur meiner häuslichen Existenz verdanke“. Und Charlotte: „Sein häusliches Glück war ganz Milde, Liebe und Größe geworden“. Und die kleine Karoline küßte er und sah auf sie, als wenn er sein unendliches Glück im Besitz dieses holden Kindes zu Ende denken wollte. Bis in die Wurzeln erschüttert fühlte er sich von der aufopfernden Liebe Charlottens während der Krankheit, die ihn oft so heftig packte. Und als er an jenem heitern Abend des 9. Mai 1805 der Natur seinen Scheidegruß zugesandt hatte, gab er ihr, wie schon die Schauer des Todes über sein Antlitz zuckten, das letzte Liebeszeichen, einen Händedruck, mit verklärtem Lächeln. „Ich habe das Schrecklichste erlebt, ich habe Schiller sterben sehen.“ „Er war unser!“ schallte die Klage über ganz Deutschland hin.

Jedes edle Wirken und Streben erhält aber erst seine Weihe durch die Religion. Wohl hatte sich durch die Widersprüche der Idee mit dem äußern Leben eine Art Zweifelsucht bei Schiller eingedrängt; aber an tief religiösen Eindrücken hat es ihm nie gefehlt, wenn wir ihm auch ebensowenig wie Göthe, der sich das Christenthum nach seiner Art zurechtlegte, eine positiv kirchliche Richtung zuweisen können. Ein Mann, der die höchsten Interessen der Menschheit so rein und klar auffaßte und sie mit solcher Energie ins Leben zu führen strebte, kann der Religion nicht entbehren. Die Liebe ist

der rechte Ausdruck des Göttlichen in der Welt, der Widerschein dieser ewigen Kraft.

In Gewissen und Ahnung, in Sehnsucht und Hoffen und Liebe theilte sich ihm eine Welt mit, die nicht durch die Sinne entstanden, sondern mit einem Thau getränkt ist, aus welchem alles Unvergängliche stammt. Auch wäre er nicht bei der Umbildung der dramatischen Kunst stehen geblieben; denn schon nannte er die Religion den Anker, an welchem sich das Wohl der Menschheit befestigt. Und als Zelter auf die Verbesserung des Kirchengesanges und die Wirkung, welche durch dessen Hebung auf die Musik sich zeigen werde, hinwies, äußerte Schiller nicht blos lebhaftes Interesse, sondern erklärte auch, daß es mit der Religion nicht so bleiben könne, und daß Berlin, welches in den Zeiten des Aberglaubens die Fackel vernünftiger Religionsfreiheit aufgesteckt habe, jetzt in den Zeiten des Unglaubens, zur Metropole des Protestantismus bestimmt sei.

Stelten wir im Anfang unsrer Betrachtung in wenig Zügen uns die äußere Erscheinung des großen Mannes vor Augen, so haben die flüchtig geschilderten Umrisse seines geistigen Wirkens das Gesamtbild zu vervollständigen gestrebt. Möchte sich durch dieses, trotz aller Dürftigkeit der Darstellung, derjenige, dem es daher Schillers Verdienste verborgen geblieben sind, angeregt fühlen, sie näher kennen zu lernen, der schon mit ihnen Vertraute nicht ablassen, immer tiefer seine Wahrheiten zu ergründen, damit er in seiner sittlichen Ausbildung stets fortschreite; denn nur auf sittlicher Basis läßt sich die Einheit des Volkes und der Menschheit erstreben, welche besonders uns nach Kräften auszuführen obliegt. Seid einig in Gesinnung und That!

Der Blick auf die in reicher Zahl versammelte Jugend veranlaßt mich, noch an Euch ein Wort zum Schluß zu richten und aus des großen Dichters reichem Leben für Eure Wohlfahrt ein Moment Euch in den Sinn und ans Herz zu legen.

Ihr seid es, deren Händen wir, das ältere Geschlecht, früher oder später unser Werk fortzuführen anvertrauen. Welche Tage der Drangsale leiblicher oder geistiger Art Eurer warten werden, ist uns allen verborgen; aber daß sie nicht ausbleiben werden, ist gewiß. Mögen sie Euch nicht ungerüftet finden!

Denen im zarteren Alter unter Euch könnte ich Manches aus unsers Dichters Kindheit mittheilen. Eins genüge! Eines Ostermontags, als die Mutter auf einem Spaziergang den Kleinen die Geschichte der Wanderung Jesu mit den Jüngern nach Emaus erzählte, und ihre Rede immer begeisterter floß, wurden alle so gerührt, daß sie niederknieten und beteten. Der betende Knabe Schiller sey Euch ein Vorbild, wenn Euer Herz, überwältigt von seligen Gefühlen, Eurem Schöpfer und Erlöser im Gebet Euren Dank zustammelt.

Euch Reifere erinnere ich an seine Empfänglichkeit für die Eindrücke der Natur und das lebhafteste Interesse für alles, was den Menschen angeht. Macht Euch Freude mit der Natur, dem Schauplatz der Menschen und ihrer Werke, zu deren herrlichsten, der Poesie, er die Bausteine zusammentrug mit Fleiß und Ausdauer; denen nur körperliche Leiden ein Maaß setzten!

Und Ihr, Jünglinge, denen sich bald die Pforten des weiten, bunten und wirren Lebens öffnen sollen, Euch geleite ein ebenso fester Sinn, ebenso ernstes Streben nach dem edelsten Zweck wie unsern Dichter, damit Ihr, in den Kämpfen siegreich, zu einem glücklichen Ziele dringt!

Wir alle aber, Groß und Klein, Alt und Jung, wollen heute, an diesem Festmorgen, uns zum Streben nach sittlicher Freiheit verbinden, damit der Tag des Guten endlich komme; denn

Wie wenig, ach, hat sich entfaltet;
Dies Wenige, wie klein und karg!

Gröger.

Prolog zu Wallensteins Lager.

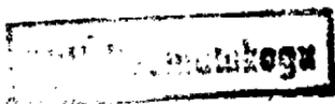
Am stillen Grabe kniete ihres Lieblings
 Die Muse klagend; ihre Thräne floß
 Hellperlend auf die roth und weiße Blüthe,
 Die ob dem steinernen Gedächtniß sproß;
 Der Welt, des Himmels und des Sanges selber
 Uneingedenk, in bangem Herzeleid,
 Kniet sie und blickt auf's Steinmal unverwendet,
 Und rufet laut, die tiefbetrübte Maid,
 Ruft laut zurück den Sängersmann,
 Den Niemand mehr ihr geben kann,
 So gedankenfühn,
 So voll Liebesglühn,
 So treuen, reinen Herzens.

Da schlägt die eherne, die mitternächt'ge Glocke.
 Und schreckt mit Donnerhall sie auf aus ihrem Gram,
 Und kündet ihr, daß nun zu hundertmalen
 Sein Ehrentag, der hohe, wiederkam.
 Rasch hebt sie sich, wäscht die bethrännten Augenlein
 Sich himmelblau im silberklaren Born,
 Und eilt, von schwarzer Fockenpracht umflattert,
 Einsmals vergessend allen Harm und Zorn,
 Begeisterung im Herzensgrund
 Und frohe Botschaft in dem Mund,
 Längs Strom und Meer
 Ueber Wog' und Wehr
 Durch alle deutschen Gauen.

Sie schreitet mild' durch's Land der hiedern Sueben,
 Beut grüßend jedem Landmann ihre Hand,
 Jedwedem Landmann, der von hohem Wuchse
 Und hohem Muth und sinnigem Verstand
 Treuherzig ihr in's holde Antlitz blicket,
 Und spricht zu ihm: „Du Schwarzwalds starker Sohn,
 „Du meines Sängers, meines Lieblings Bruder,
 „Stimm' an aus voller Brust den tiefsten Ton;
 „Denn siehe! der ein König ward
 „Gewaltiger als dein Raufschbart,
 „Unter einem Dach
 „Aus einem Bach
 „Hat er mit dir getrunken.“ —

Drauf zu der Pfar schwebt sie, wo sie staunend
 Das alte Hellas neuerstanden schaut
 In all den hohen, kunstdurchwebten Hallen,
 Und an die Stätte, wo ihr Sänger traut,
 Zum Reicheren der Eblere gesellet
 In starkem Bunde, seine Wunder schuf,
 Und in der Kaiserstadt das heitre Völklein
 Bernimmt gar bald der Jungfrau frohen Ruf;
 Und wo sie zieht, allüberall
 Schallt tausendfacher Wiederhall,
 Schallt ihr sein Klang
 Und sein Gesang,
 Schallt ihr sein Lob entgegen.

Auch an die Alpen tritt die holde Pilgrim
 Und ruft hinauf: „Du trozig rauhe Art;
 „Wild wie der Adler neben dem du horstest;
 „Schroff wie der Fels, der dir zur Wohnung ward,
 „Nur heute öffne mildem, süßem Klange
 „Dein hart Gemüth, du schweigendes Geschlecht;
 „Denn auch für dich war Raum in seinem Busen,
 „Dich hat er herrlich in dem Lied gerächt;
 „Sang deine Helden dir,
 „Pries deiner Freiheit Bier;



„Drum, Mannen, hervor,
 „Stimmet an den Chor,
 „Ihm Dank und Hochgruß donnernd!“—

Und vom Gebirge, wie ein Wetterleuchten,
 Erscheint sie jählings in dem hellen Nord,
 Schlägt an die Brandenburg, die schlachtenstolze,
 Weckt all das Volk bis an des Belt's Bord,
 Und bis zur Ostmark beu'tischen Vaterlandes
 Ist sie gewallt in hehrem Siegeszug;
 Schon will sie heimwärts ihre Schritte lenken;
 Da horcht sie auf: „Welch heimisch Klingen schlug
 „An's Ohr mir wie ein Zaubersang,
 „War das nicht deutscher Rede Klang,
 „Dort aus dem Forst,
 „Aus Walbeshorst,
 „Aus ferner fremder Mittnacht?“

Und eh' noch Antwort ihr ein Mund gegeben,
 Ist sie verschwunden in des Haines Grund,
 Und eh' ein Bote ihr noch nachgeeilet,
 Steht hoch gemuth sie an der Düna Mund;
 Und eh' man Kunde noch von ihr erforschet,
 Steht lieblich sie an Embach's traurem Strand,
 Steht auf Biltende's¹⁾ altehrwürd'gen Trümmern
 Wohl an des kühlen, klaren See's Rand.
 „Ist dieses Volk denn nicht entflammt,
 „Sind diese Männer nicht entflammt
 „Von deutschem Blut,
 „Von deutschem Muth,
 „Vom Muth'e meines Dichters?“

„Die Heimath seh' ich aus den Augen leuchten,
 „Die Treue glänzet von dem Angesicht.
 „Der Väter Bild, der kühnen Gottes-Kitter,

¹⁾ Biltende ist der alte Name von Stadt und Burg Jellin; estnisch Wiljandi, von will das Korn.

„Erlösch im Herz des Sachsensohnes nicht.
 „Sie rangen's ab den wilden Finnmarksmännern,
 „Dies Reich des Ostmeers, mit des Herzens Blut
 „Für Gott den Herrn; ihr Söhne seid bestellet,
 „Drob nun zu halten tapfre, strenge Hut,
 „Daß deutsches Wort und deutsche Kraft,
 „Daß deutsche, freie Wissenschaft,
 „Daß Saite und Speer
 „Und Mannes-Ehr
 „Drin unverfehret wohne.

„Wer aber soll die kühne Wacht euch lehren,
 „Die tapfre Wehr für Freiheit, Recht und Licht,
 „Wenn nicht der Säng' er, den ich meinem Volke
 „Gesendet habe, wenn der Seher nicht?
 „Ihm sollt ihr lauschen als dem Himmelsboten,
 „Der singend euch sein Heiligstes vertraut,
 „Der liebend in die rauhe Erdensteppe
 „Ein Geisterland, ein Sonnenreich euch baut!
 „Wenn er die hehren Namen nennt,
 „Wenn er die Loosungen bekennt,
 „Hebt jede Brust
 „Sich stegsbewußt
 „Und glaubet an das Edle.

„So bringet denn, ihr wilden Nordlichtsöhne
 „Dem sonnentrauten, königlichen Nar,
 „Dem hochbeschwingten unter Deutschlands Sängern
 „Vieltimm'gen Gruß, bringt Herz und Seele dar!“ —
 So rief es uns, das schwarzgelockte Mägdlein;
 Wir aber thaten, wie sie uns befaht.
 Wer widerstand der minniglichen Stimme,
 Wer ihres Aug's gebieterischem Strahl?
 Wir haben das gelobt, gegrüßt,
 Wir haben handlich zugerüst,
 Gestellt, gerückt,
 Gebaut, geschmückt,
 Den Säng' ermann zu ehren.

Wir sind des Schwertes Söhne, und wir rühmen
 Uns tapfrer Ahnen Sprößlinge; drum blieb
 Vor all den Mähren, so der Harfner meldet,
 Vor all den Runen, die der Skalde schrieb,
 Die eine uns in dem Gemüthe haften,
 Die Kunde giebt von Degen kühn und wild;
 Von allen, traun! gefiel da unserm Auge
 Ein huntbewegtes, kriegerisches Bild,
 Wo Lanz' an Lanze sich gesellt,
 Sich lustig bauet Zelt an Zelt,
 Das Streitroß springt,
 Das Hüfthorn klingt,
 Da ist es herrlich sieden!

Zur Seite uns die blanke Hellebarde,
 Die furchtbar blitzende in finst'rer Schlacht,
 Zu Häupten uns die sturmbewegte Hütte,
 Die uns im Wetter schützend überdacht,
 Rings Wall und Wehr und Graben schirmgewaltig,
 Und schirmgewaltiger als Wehr und Wall
 Des Feldherrn Geist, der ob uns sinnend wacht,
 Der uns durchweht, umschwebt allüberall.
 Ein Atlas ist er hingestellt,
 Es wuchtet wohl ein Himmelszelt,
 Eine Weltenlast
 In Wetterglast
 Auf des Erhabnen Schulter.

Wie ein Titane, wie ein Sohn der Gaa,
 Siehst du ihn schreiten durch der Menschen Thal;
 Der Held aus Nordland, den Gott selber sandte
 Aus dunkler Wolke einen Blitzesstrahl,
 Daß er zerschmettre diesen Himmelsfürmer
 Und Freiheit zünde auf dem Erdenrund,
 Der herrlichste der herrlichen Normannen,
 Er liegt erschlagen auf dem grünen Grund,

Der vor der Heerschaar Christi zog,
 Wie eine Gottesflamme flog,
 Er sank dahin,
 Es raffte ihn
 Der jähe Speer des Titan.

Seit steht der sterngeliebte Schlachtenlenker,
 Ein unbezwinglicher im Menschenreich;
 Schon hebt und schwankt wohl auf gesalbtem Haupt
 Die Kaiserkrone; doch der Todesstreich
 Fällt racheschnell auf's Haupt des Vielverwegnen
 Und rettet ihn annoch aus frevler That;
 Und weil er starb, so wollen wir nicht richten,
 Doch schauen laßt uns, was verlockt ihn hat:
 Zum Heereslager laßt uns gehn,
 Aus seiner Krieger Mund verstehn
 All seine Gewalt
 Und Herrschergestalt,
 Die ihm das Herz verzaubert.

Ihr merket dort die Feindschaft heimlich schleichen,
 Die schlangenwindend ihre Kreise zieht
 Rings um den Leu; dagegen mögt ihr hören
 Die leichte Menge, die den Schutzgott sieht
 In ihrem Feldherrn, und ihm treu verharren,
 Ihm folgen will selbst durch des Frevels Pfad;
 Jedoch vernehmet ihr auch edle Stimme,
 Den ächten Kriegsmann, welcher mannhaft grad
 Dem Heerfürst Treue weiht,
 Doch der Gerechtigkeit,
 Dem Manneswerth,
 Dem innern Heerd
 Nicht minder treu will bleiben.

Beherzen laßt uns dessen liebde Worte;
 Vor andern sind sie Sängers Eigenthum;
 Sie wohnten in des Sehers lichter Seele,
 Sie wachten längst in stillem Heiligthum;

Sie sind gedacht, gethan in seinem Herzen,
Wenn wir ihn hier verstehen inniglich,
Wenn wir solch' Wort wie eine Perle wägen,
Und wie ein Korn versenken, daß es sich
Zu That und Leben wachsend hebt,
Zum Gotteshimmel reisend strebt,
Dann bauen wir
Ein Denkmal hier
Den freien, deutschen Varden!

Edward Frauenfelder.

Verehrteste Festgäste!

Nachdem uns gestern Gehalt und Gestalt desjenigen Geistes, den wir in diesen Tagen in Festesfeier zurückriefen, in umfassender Weise ist dargestellt worden, erlaube ich mir doch aus dem reichen vielseitigen Leben dies Eine noch besonders herauszuheben, was ihn mit den Wahrheitsstreitern aller Zeiten und Geschlechter in Berührung bringt und namentlich bei den Kämpfen unsrer Tage ein bedeutendes Gewicht haben möchte: nämlich seine innige Liebe zu den übersinnlichen Dingen, sein offenes Verständniß für dieselben, mit einem Wort seinen Idealismus.

Der Kampf, den die Idee mit der Materie um den Vorrang führt, ist ein uralter und wird fortbauern, so lange Menschen leben werden, welche über das Wesen der Dinge irgend tiefer nachdenken. Zu allen Zeiten hat es Denker gegeben, welche, durch das scheinbar Ungewisse, Schwankende, Nebelhafte der geistigen Erkenntnis abgestoßen, ihre Zuflucht zu der tageshellen Welt der Sinnendinge nahmen und nur das als wahr und wesenhaft anerkannten, was sie mit ihrem scharfen Auge erschauten, mit ihrem geübten Ohre vernahmen. Und hinwiederum zu allen Zeiten Forscher, welche, von dem Leeren, Nichtigen, Vergänglichen der Sinnenwelt zurückgestoßen, sich hinausretteten in das eine und ewige Reich des Geistes, welche, das sinnlich Wahrnehmbare als Schein verwerfend, nur der Idee Wahrheit und wirkliches Daseyn zugestanden. Jenes Streben, das Sichtbare als das Gewisse festzuhalten, führte zu Verirrungen in Lehre und That, führte im Alterthum zu einer Weltanschauung, die Gott und göttliche Dinge vom Menschen fern zu halten versuchte und den Genuß irdischer Glückseligkeit als die eigentliche Bestimmung des Menschen pries; es führte in der neuern Zeit, noch einen Schritt weiter gehend, zur völligen Leugnung alles göttlichen Wesens, alles Geistes. Die andere Richtung leitete in alter wie in neuer Zeit zur Verken-

nung der Außenwelt und demgemäß auch zur Verkennung der Pflichten, die uns in dem Verhältnis zu derselben nun doch unläugbar gegeben sind.

Es ist dieser Gegensatz so stark, daß er in alle Gebiete der menschlichen Thätigkeit eingreift und immer noch aufs kräftigste Verstand, Gemüth und Willen der Menschen beschäftigt. Auf dem Kampfplatz, wo die Denker sich begegnen, schallen unter den mannigfaltigen Losungen doch immer wieder diese beiden hervor: hie Geist, hie Stoff! Da zieht in den Strauß die leichte lebenslustige Schaar Epikurs wider den ernsten strengen Weisen der Stoa. Da erheben Fehde gegen einander der kalte Britte, welcher auch in der Gedankenwelt greifbare Eroberungen und Entdeckungen machen will, und der feurige Schotte, dessen Ideen gen Himmel streben wie seine Berge. Da streiten der Anatom mit dem Seziermesser in der Hand und der begeisterungsvolle Gottesdenker. Auf dem Tummelplatze des Lebens sehen wir auf der einen Seite Menschen, welche alles mit dem Maßstabe der Nützlichkeit bemeffen und philisterhaft alles Kühne, und alles Große anbellern; auf der andern Seite Leute, welche, von überschwänglichen Ideen geleitet, die Verhältnisse und Bedingungen des gewöhnlichen Lebens nicht zu würdigen wissen. Und selbst auf dem Felde der Kunst begegnet uns dieser Zwiespalt. Bald beugt sich der eine Künstler vor der gewaltigen Macht und Schönheit der Natur, findet in ihr das Schöne schon in seiner ganzen Fülle gegeben und sieht seine Aufgabe darin, das in der Außenwelt enthaltene Schöne in angemessener Darstellung dem Gemüthe aufzuschließen; bald treffen wir einen schöpferischen Genius, der im Bewußtsein seiner inwohnenden Kraft und seiner Ueberlegenheit über die Natur seine Gedanken der Natur aufprägt, seine innere Welt in die äußere hineinlegt.

Ein Geist wie Schiller konnte nicht unberührt, nicht unergrißfen bleiben von dieser tiefsten aller Fragen, konnte unmöglich diesem gewaltigsten, bedeutungsvollsten aller Kämpfe ausweichen. Und in der That hatte er diesen Zwiespalt auszufechten als Mensch, als Denker und als Dichter.

Als er aus der strengen Ordnung der Karlschule hinaus in das öffentliche Leben trat, da lockte ihn die neue langersehnte Freiheit und der Anblick des bunten Welttreibens so sehr, daß er, ohne

zwar in den Strom sittlichen Verderbens zu versinken, doch zu sehr seinen Sinn auf irdische Lust richtete, zu sehr an dem Scherz und Spiel des Weltlebens Freude fand. Indes erinnerte der rauhe Pfad, den der Wanderer zu durchlaufen hatte, ihn bald daran, daß es nicht Zeit sei, hier auf der Straße bei den lastigen Gefilden links und rechts zu verweilen, sondern rüstig vorwärts zu pilgern auf das eine hohe Ziel; fasten und hoben ihn, wenn er ermatten und niedersinken wollte, treue mitwandernde Freunde, um ihn zur Vollendung der Bahn zu ermuntern; trieb ihn endlich vor allen Dingen der in ihm wohnende Drang dahin, wo er allein Befriedigung, wo er allein Ersatz finden konnte für das Leere und Eitle der faden Wirklichkeit.

So hat auch seine Denkweise, nachdem ihm das „Sonnensbild der Wahrheit durch des Zweifels finstre Wetter“ verhüllt worden war, sich durch treues, gewissenhaftes Forschen zu lichter Ueberzeugung von dem überfinnlichen Sehn hindurchgekämpft und, „das Ewige des Wahren, Guten und Schönen“ erfaßt. Er hat, aller Laxheit und Scheinheiligkeit der gewöhnlichen Moral den Krieg erklärend, jenes reine Sittengebot in seiner Größe erkannt, welches alle unlautern Beweggründe zur Tugend unerbittlich verwirft und den Menschen ganz und unbedingt unter die Gewalt der reinen sittlichen Idee stellt.

Schillers Schöpfungen sind, was Göthe von jeder echten Dichtung verlangt, Gelegenheitsgedichte; zwar nicht Reimereien, wie sie manches Flickversschneiderlein auf Geburtstage, Hochzeiten und Zweckessen anfertigt, sondern Früchte jahrelanger innerer Arbeit und tiefgehender Geisteserregung. Die Gelegenheit kommt ihm nicht aus der Außenwelt, nicht aus dem Spiel zufälliger, kleiner persönlicher Verhältnisse, sondern aus der Welt in seiner Brust, aus den Hochzeiten, Fest- und Trauertagen, die seinen innern Heerd ansachten. Darum sind seine Dichtungen ein treuer Spiegel seiner eigenen allmählichen Entwicklung und geben Zeugniß von den Leiden und Freuden seines Herzens.

Ein junger Mensch, namentlich aber ein junger Dichter, tritt hinaus ins Leben mit einer Fülle selbstgeschaffener Ideale, die er glaubt auch in der Welt verwirklicht zu finden. Erweist sich dann aber die Wirklichkeit ganz anders, als wie er sie sich ausgemahlt, oder lernt er dieselbe gar von ihrer schlimmen Seite kennen: dann ist

bei ihm des Klagens über die Schlechtigkeiten der Menschen kein Ende; dann vergift er in seinem Unmuthes alles, was er Gutes von ihr empfangen; vergift, daß er die Welt noch lange nicht hat völlig kennen lernen; vergift, daß die Welt nicht um des Dichters, sondern er um ihretwillen da ist und begeht so die größte Ungerechtigkeit gegen den guten Theil der Welt, den er verkennet, während er in sein Inneres blicken und dort das suchen sollte, was er seiner Umgebung aufbürden will. Diese Lebensperiode haben alle wahren Dichter durchmachen müssen; hie ist der große Wendepunkt jeder dichterischen Entfaltung: wer da scheitert, der ist für immer verloren; wer da nicht seine Mannhaftigkeit am Anker innigen Gottesvertrauens festhält, der geht unter und sinkt ins Verderben, wenn er auch ein noch so großes Genie für seine Kunst besäße. Wenige sind freilich, die das rechte Geleise wieder finden; die wenigen aber bekennen offen die Freude darüber, daß sie die Katastrophe glücklich überstanden haben.

Als einen der vordersten unter diesen dürfen wir Schiller freudig anerkennen. Denn als er zuerst einen Blick in die Menschenwelt thut, da erzürnt in ihm sein Geist über das Unrecht, über die Knechtschaft, die er hier erblickt; er will mit gewaltiger Jugendkraft, die alte Gesellschaft stürzen und auf ihren Trümmern eine neue aufbauen; er erklärt der bisher herrschenden Unnatur, der Aftercultur den Krieg und will das Menschengeschlecht zur Natur zurückführen, wie Rousseau durch bahnbrechende Lehre, so er durch wildentflammenden Gesang. Aber als er tiefer und gründlicher die Menschheit erforschte, da erkannte er, daß nicht durch plötzlichen Umsturz das Heil derselben erlangen werden könne, daß vielmehr dazu eine treu ausharrende Thätigkeit gehört, die sich selbstverläugnend damit begnügt, „an dem Bau der Ewigkeiten Sandkorn für Sandkorn zu reichen.“ Wohl hält er die Ueberzeugung fest: „soll die Glocke auferstehen, muß die Form in Stücke gehen“; hält fest an dem Glauben, daß die Völker zur Freiheit berufen sind und manche Fessel alten Unrechts und Mißbrauchs gesprengt werden muß, damit der Geist seine neuen Gebilde schaffen könne — aber er weiß gar wohl, daß da, wo die altherwürdige Form und Schranke zur un rechten Zeit und von unbefugter Hand zerschlagen wird, die rohe Gewalt unheilvoll waltet; nur der Meister darf die Form zerbrechen, nur der echte Geist der Wahrheit, und Sittlichkeit darf alte Satzungen beseitigen, darf neue Ordnungen aufstellen.

In dieser Weise wurde der Strom seines stürmenden, drängenden Sinnes in ruhigere Geleise eingedämmt; klarer, ruhiger, jedoch nicht schwächer floß er dahin. Die Erkenntnis, daß er bei allem Streben die Welt gemäß der Idee des Wahren und Guten zu gestalten, dennoch die schon vorangegangene, Jahrtausende alte Arbeit des Menschengenies nicht geringschätzen oder verkennen dürfe; daß er die gährenden Wallungen des Herzens mäßigen, mit unbefangenen Blicke das Leben durchwandern und seine Kraft mit Besonnenheit und zu wohlberechneten Zwecken anspannen solle; daß er die ihn umgebende Wirklichkeit nicht schlechthin verwerfen könne, sondern alles Bestehende sorgsam erwägen und sich den Anforderungen der strengen Sittlichkeit fügen müsse — diese nicht ohne schweren Kampf errungene Ueberzeugung sehen wir heller und heller aus Schillers Werken hervorleuchten. Ein ähnlicher Fortschritt prägt sich auch in der Darstellung aus. In seinen Jugendschöpfungen macht sich das überwallende Selbstgefühl, die Leidenschaft des Hasses und der Liebe so sehr geltend, daß er die Gesetze, welche den Dichter in der gebundenen Rede zügeln und auf der Bahn des Schönen festhalten, als Fesseln* betrachtet, sich derselben entschlägt und seinen Ausdruck wie eine ungehemmte Fluth dahinströmen läßt. Gleichwie aber seine Gefinnung in die sittlichen Ordnungen der Welt immer tiefer sich einlebte, nicht knechtisch und äußerlich, sondern frei und innig, so beugte sich auch seine Darstellung nach und nach unter die Forderungen des Ebenmaßes, der Kunst. Allein nicht so, daß der Geist durch den Buchstaben getödtet, die Phantasie durch steifen Regelzwang gelähmt und das Gemüth durch starre Form erkältet wurde, sondern so, daß der Geist es war, der den Körper baute; daß die Einbildungskraft frei ihre Gestalten sich erschuf; daß der Herzschlag alle Glieder durchzuckte und belebte.

Nachdem Schiller so vom Abgrund einer ungläubigen, trostlosen Weltanschauung, an dessen Rand auch ihn sein zweifelnder, forschender Sinn und die Regung des natürlichen Herzens geführt hatte, durch den siegenden Wahrheitsmuth bewahrt worden war, gelangte er durch die schwindelnde Höhe eines bodenlosen Spiritualismus hindurch auf eine Stätte, wo er festen Fuß fassen; wo alle seine Seelenkräfte in harmonischem Vereine wirken und schaffen konnten. Er faßte festen Fuß; aber nicht um hier in behaglicher Selbstzufriedenheit sich zu sonnen im errungenen Erfolg, sondern um sichrer vor-

wärts zu streben zu immer größerer Vollendung. Er hielt fest den Schwung seiner Phantasie, die Kraft des suchenden, kämpfenden, rastlos thätigen Geistes; er blieb Idealist, er war getreu dem Glauben an die ewige Herrschaft und das unveräußerliche Recht des Göttlichen in der Welt.

Das ist's denn auch, was seinen Namen uns jungen Männern so theuer macht. Die Jugend will entschiedene Charaktere, welche ihr vorangehen in der Erringung der höchsten Güter; sie sieht mit begeisterter Theilnahme den Guten im Kampfe gegen die hemmende Außenwelt. Die Helden, welche der Dichter vor Augen stellt, erwecken in ihr hohe Ahnungen von sittlichem Adel, von herrlicher Jugend, und das Leben des edeln Sängers selbst bestärkt uns in dem Glauben, daß solche Jugend, solcher Adel nicht bloßer Schall und Rauch, daß die Treue kein leerer Wahn ist.

Wie der Jüngling, so erkennt auch das Volk, das ewig junge, in Schiller seinen Sprecher; er ist ein Liebling der Nation geworden. Wohl mag dem ruhigeren Kunstgenuß Göthe höher stehen; aber in Tagen der Noth und Bedrängniß wird das deutsche Volk zu dem Genius sich flüchten, welcher, selbst in der rauhen Schule der Nothwendigkeit gestählt, es aufzurichten, seinen Glauben an die Zukunft zu beleben und es zu mannhafter That zu entflammen weiß. Oder ist das nicht der beste Beweis der allgemeinen Anerkennung, ja der Verehrung, wenn aller Orten, wo deutsches Blut hindringt, das Volk sich sammelt, um seinen Dichter festlich mit Lorbeeren zu umkränzen? Ist es nicht ein Zeichen des Stolzes, den die Nation auf ihn setzt, und was noch mehr heißen will, ein Zeichen der innigen Liebe, die sie für ihn hegt, wenn dieser Sänger, wie noch kein andrer, von seinem ganzen Volke gefeiert wird? Sogar diejenigen Stämme, welche jetzt politisch von der Nation getrennt sind, bekrunden ihren geistigen Zusammenhang mit derselben durch lebhaftes Einstimmen in den Reigen des heutigen Festes, und so sind denn auch die Viebländer, in Treue ihres Mutterlandes eingedenk, nicht zurückgeblieben bei dem allgemeinen festlichen Aufschwung.

Diese ungetheilte Verehrung hat für die Jetztzeit eine außerordentliche Bedeutung; sie soll ein Panier aufpflanzen, um das sich sammeln und schaaren müssen alle Gefinnungstüchtigen, alle denen

es Ernst ist mit dem Kampfe gegen den überhandnehmenden Stumpf-
 sinn und Mammonsdienst. Denn wenn irgend ein Geist, so ist
 Schiller im Stande, kalte und gleichgültige Herzen zu erwärmen, den
 Sinn aus dem alltäglichen Leben zum höhern, weihewollern zu erhe-
 ben; wenn irgend einer, so vermag er unser heutiges Geschlecht, wel-
 ches verlernt hat Hohes zu bewundern und sich dafür zu begeistern,
 von solch vornehmem Dünkel zu heilen und es wieder fähig zu ma-
 chen, mit kindlicher Freude die Gaben des Genius zu empfangen.
 Wie er ein Feind alles Kleinlichen und Engherzigen ist, so reißt er
 auch uns aus dem engen Horizont spießbürgerlichen Sinnes und be-
 geistert uns für das Schöne und Edle anderer Völker und anderer
 Zeiten. Jene schale Gefinnung aber flüstert er uns nicht ein, welche
 unter dem hochklingenden Nahmen des Kosmopolitismus nur die
 opferscheue Selbstsucht verbirgt, sondern das wahre Weltbürgerthum
 lehrt er uns, dessen nur derjenige sich rühmen darf, der ein rechter
 Bürger seines Vaterlandes, der im engern Kreise der Nation seinen
 Theil an der Arbeit des Menschengeschlechtes auf sich nimmt. Er
 geißelt die blinde Verehrung des Fremden, wo es den Sinn für das
 Vaterländische zu untergraben droht; er ist ein Deutscher, der bei
 allem offenen, vorurtheilslosen Sinn für die wirklich guten Gaben
 der Fremde, welschen Land verschmäht und stolz ist auf den Werth,
 den der Deutsche sich selbst erschuf.

Die Jugend mag an ihm fühlen den Werth der innern Zucht,
 der Herzensreinheit; sie mag im Kriege gegen Gemeinheit und Ver-
 derbnis sich um ihn reihen wie die heilige Schaar der Thebaner um
 Epaminondas und Pelopidas: an ihm wird sie einen tüchtigen Füh-
 rer finden. Die Männer können an ihm erschauen die besonnene
 Haltung, welche in allem Streben das rechte Maas beobachtet, kön-
 nen in ihm erkennen Bedeutung und Macht der ausharrenden Treue,
 welche unentwegt allen Angriffen des Geschickes Stand hält: an ihm
 werden sie einen wahren Freund haben. Die Jungfrau vermag er,
 wenn sie ihn nur recht verstehen will, wie ein Brautführer als eine
 holdselige und liebliche ins Haus ihres Erwählten zu geleiten und sie
 einzuweihen in ihren hohen Beruf als künftige Mutter des Hauses;
 die Frauen aber insgesammt mögen den Sänger, der ihr Lob so
 herrlich vor der Welt bekennt, nicht beschämen, mögen sich nicht un-
 würdig zeigen der hohen Achtung, die er ihnen zollt: er wird ihnen

immer mehr ein Liebling werden. In uns allen möge diese Feier den Entschluß wecken, das Herz für hohe Gesinnung und wahren Adel zu bereiten. Wenn wir dergestalt bereichert, uns nun wieder wenden zum gewöhnlichen Geleise der Pflicht, dann hat das Fest, das wir nunmehr beschließen, den rechten Eindruck auf uns gemacht.

Ich rede gewiß im Nahmen der Schüler dieser Anstalt, im Nahmen meiner Collegen und im Nahmen aller Anwesenden, wenn ich schließlich denjenigen, die uns ein so gehaltvolles Fest bereitet haben, den Mitgliedern des Comite's und insbesondere seinem Leiter, unserm verehrten Herrn Direktor, den herzlichsten Dank ausspreche.

Johannes Meyer.

